



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Südwestdeutsche Wanderungen. 3

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mit Heinzels Schlußworten: „Das Ganze der Stücke wurde durch Affoziationen als schön empfunden: weil der Stoff ein christlich-moralischer war, weil die Aufführung ein seltenes Stadtfest bedeutete — durch Suggestion, weil die Ältern wohl den Jüngern von der Herrlichkeit einer solchen Schaustellung mit Worten und Geberden des Wohlgefallens werden gesprochen haben.“

R. W.



## Südwestdeutsche Wanderungen

3



vor der Sägmühle an der Landstraße, die sich nach dem grauen ummauerten Pfalzburg hinaufwindet, sitze ich am Holztisch und schaue in die duftigen, blauen Waldberge der Vogesen hinein. Thal auf thalab hallt das Singen der Säge und das Fallen der Bretter. Der Harzgeruch des frisch zerschnittenen Holzes würzt die feuchte Luft. Hart vor mir stehen die ersten Tannen, und Tannen erfüllen den vielgestaltigen Gesichtskreis rechts und links und vor mir. Der fast regelmäßige flache Keil des Schneebergs ist bis oben mit Tannenwald bekleidet. Ich bin drei Stunden gewandert, habe wenig Föhren und zahllose Tannen gesehen und habe kaum einmal ihren Schatten verlassen. Ihr Wurzelgeflecht, das über den Boden hervortritt, hat mir den Weg herauf erleichtert; man steigt auf dem Fußpfad wie auf Holzstufen von einer Wurzel zur andern. Der Duft ihrer nahen Zweige weht mit der Abendluft thal aus. Diese Tausende und Abertausende von Tannen, kräftig alle im Gewand ihrer straff anliegenden silbergrauen Rinde und mit den breiten Schirmmästen, scheinen wie eine Armee über die runden Berge im Westen herzumarschieren und mit unwiderstehlicher Kraft ins Rheinthal hinabzudringen. In den Schluchten schieben sich diese dunkeln Heerhaufen zusammen, und nur an den flachen Berghängen zeigen sie Lücken, Lichtungen. Dort hinten schimmert es gelblich und bläulichgrün vom Thalausgange her, das ist der obere Rand des Nebengürtels, ein Grenzsaum, der dem Walde zuruft: Nicht weiter! Aber er ist nur Grenze, solange der Mensch will. Als die Römer flohen und ihre Dörfer und Pflanzungen den Alemannen überließen, da dauerte es nicht lange, daß unter den hellen Neben die Vorposten des dunkeln Waldes erschienen, sie überschattend und in sich aufnehmend. Dieser dunkle Tann ist der alte Wald, der Urwald des Schwarzwalds und der Vogesen, mit denen er seit Jahrtausenden verwachsen ist, und die auch heute ohne ihn gar nicht zu denken sind. Er ist vor den Menschen dagewesen und würde an ihre Stelle treten, wenn sie jemals wieder die Thäler verließen, in die sie sich seit der alten Keltenzeit mühsam hineingerodet haben.

Zwischen diesen tiefen, dunkeln Wäldern des Gebirges und dem gartenartig angebauten Lande des ebenen Rheinthals zieht an allen tiefen Berghängen ein Saum von Laubwald entlang. So hoch vor allem der Kastanien- oder Kastanienbaum ansteigt, so weit ist ein Zug von lichter Heiterkeit durch die hellgrünen,

großblättrigen Kronen und die vielversprechenden Früchte des kräftigen Baumes eingeflochten. Er macht nicht den Eindruck eines Fremdlings wie die weiter oben dann und wann eingesprengte Lärche. Ebenso wie die Hopfenbuche, deren Ahrenfrüchte im Herbst den Boden bedecken, eine gern gesehene Bereicherung des an Ahorn, Ulmen und Eichen armen Schwarzwald- und Vogesenwaldes ist, so grüßt uns der Kestenbaum, der die Eigenschaften des Wald- und Fruchtbaums vereinigt, als ein vertrauter und dazu freigebiger Gast, den man an keinem mittägigen Berghang missen möchte.

Die Nordvogesen tragen auf ihren roten Sandsteinquadern auch die Säulen herrlicher Buchenhallen. Die schönsten Buchenwälder Deutschlands, wie sie am Ostseestrand und dann wieder im Wellenhügelland und an den steilen Thalhängen des bayrischen Inn- und Isargebiets grünen, übertreffen nicht die Buchenwälder der Sandsteinvogesen und der Haardt. Und diese Buntsandsteinhügel haben dazu die naturgeborne Phantastik ihrer Felsformen und die Menge des gleichsam aus dem Stein herauswachsenden Gemäuers alter Burgen, Schlösser und Klöster für sich. Die Kammwanderung von der mächtigen Ruine Hochbarr zu den durchaus nicht unbedeutenden Trümmern der Burgen Groß- und Kleingeroldsee führt auf schattigen Waldwegen in einer halben Stunde an drei Burgruinen vorüber. Von diesen burggekrönten Hügeln sieht man Vorsprung hinter Vorsprung des buchtenreichen Gebirges, wie Vorgebirge ins Meer, in die Ebne hinaustreten. In die Buchten schmiegen sich die Städtchen und Dörfer, deren Obstgärten wie zerstreute Vorposten des hinabsteigenden Waldes den Gebirgsrand der Ebne durchschwärmen.

Dieses mächtige Schloß von Hochbarr über Zabern, das auf zwei seltsam gestalteten Felsen auf konglomeratartig kieselfeinstreichem Buntsandstein gegründet ist, wiederholt in seinen wulstförmigen umlaufenden Gefsimen die Struktur des Felsens. Man sieht bei diesen Bauten oft kaum, wo die aus dem roten Fels herauswachsende Burgmauer anfängt; und diese hängt in der That so innig mit dem Grundfelsen zusammen, daß bei Sprengungen beide mit einander gebrochen sind. Auf der Waldeck, die weiter nördlich, zwischen den Hanauer Weihern, zwei stillen, halbversumpften Waldseen, auf einem Sandsteinkelgel emporsteigt, nimmt diese Verbindung phantastische Dimensionen an. Der Zugang zu dem schlanken, gut erhaltenen, viereckigen Wartturm wird durch die vorspringende Platte eines Felsstückes gedeckt. Aus ihm eröffnet ein natürliches Fenster den Blick nach Norden. Die meisten Stufen sind in den Fels gehauen, und zu beiden Seiten des obern Plateaus sind zwei große kesselförmige Vertiefungen im Felsgrunde zu sehen. Der etwas tiefere westliche Teil der Burg zeigt überhaupt kein Mauerwerk, sondern Stufen, Bänke und Zinnen sind aus dem anstehenden Stein geschnitten. Manches an diesen Sandsteingebilden erinnert an die sächsische Schweiz, aber Stein, Gestalten und Ranten sind härter.

Eine seltne Erscheinung: Seen in den Nordvogesen. Diese beiden Hanauer „Weiher“ liegen in einer Thalweite, die mitten im Walde dem Ackerland der kleinen Weiler Waldeck und Schweizerländel Raum geschaffen hat. Die Armlichkeit dieser Weiler zeigt, daß hier nie viel zu holen war. Eher waren die Seen früher ausgedehnter als jetzt, und das bißchen Ackererde ist eben offenbar dem Umstande zu danken, daß alter Seeboden trocken wurde. Da sie nicht unmittelbar von Bergen umgeben sind, bieten die kleinen Seen nur an einzelnen Uferstellen, wo der dunkle Föhrenwald ganz nahe herantritt, wirksame Partien. Die Ränder

des kleinern Sees sind fast ringsum versumpft, und auch den Glanz des Wasserspiegels des größern trübt allzuviel schwimmendes Gekräute. So teilen sie eigentlich nur die Einsamkeit mit den Südvogesenseen, die als echte Gebirgsseen aus tiefen Schluchten wie dunkle Augen blicken. Treffend nennt der Volksmund diese, ebenso wie die flachen, am Rande sumpfigen Lothringer Seen „Weiher.“

Kein gleiches sich zwei Gebirgslandschaften auf deutschem Boden so wie die der Sandsteinvogesen und der Haardt. Politisch gehören sie zu drei Ländern: Elsaß, Pfalz und Lothringen, von Natur sind sie eins. Diese Natur wird hoffentlich herauf aus ihrer Tiefe und durch alle menschlichen Schranken hindurch einigend wirken! Beim Eintritt in den lichten, hochstämmigen Buchenwald, der zum Wafenstein über Niederbronn emporführt, fühlt man sich so vollständig an dem Fuß des Trifels versetzt, daß man das Gefühl für die Ortlichkeit verliert. Und so ist es überall in den nördlichen Vogesen. Natürlich reicht ein Blick von der Höhe hin, um die Eigenart des Landes zu zeigen: die breitere Zone der Vorberge, von deren Rand sich vom Wafenstein, Wafenköpfel u. a. der neue Kirchturm von Fröschweiler wie eine zum Himmel weisende Säule erhebt, das am ernstesten stimmende von allen Schlachtdenkmälern um Wörth.

Man kann sich keine deutschere Landschaft vorstellen als diese, deren Schauplatz die Schlacht bei Wörth gewesen ist. Das Wiesenthal zwischen Fröschweiler und Wörth, aus dem sich die Deutschen am Nachmittag des 6. August zur letzten Entscheidung westwärts empor kämpften, ist, vom Kirchhof in Fröschweiler aus gesehen, die reine Idylle. Von hier aus der sanfte Abfall der Wiesen, drüben der Ostabhang mit obstbaumbestandnen Wiesen, Äckern und Weinbergen steiler ansteigend, bis er in eine flache Wölbung übergeht, aus der als Abschluß ein ununterbrochener Laubwaldstreifen des Herrenberges hervortritt. Grün in allen Tönen und Schatten. Dahinter erhebt sich noch ganz nahe der schöne, dicht bewaldete Rücken des Hochwalds, und aus der Ferne schauen die Höhen um Bitsch und weiter nördlich von der Pfalz und Weißenburg zu, fast in einem Halbkreis um das Amphitheater von Wörth. Die alte Grenze zwischen Deutschland und Frankreich andeutend und zugleich das nächste Verteidigungsobjekt und die Rückzugslinie der Franzosen verdeutschend, geben sie dem Bilde einen großen Zug. Wer aus dem Walde hinter Fröschweiler heraustritt, dem erscheinen die Vogesen nahe. Nur eine gute Stunde Weges ist es noch bis Niederbronn, das schon von bewaldeten Gebirgsausläufern umfaßt wird. Den Flüchtlingen des 6. August mochte das freundliche Reichshofen mit seinem hohen Kirchturm aus rotem Sandstein, das in dem weiten Wiesengrunde westlich von dem die Orte Reichshofen und Fröschweiler trennenden Höhenzug liegt, als ein Halt- und Ruheplatz winken. Die Flucht ging aber bekanntlich weit darüber hinaus, und die bayerischen Reiter drangen noch am Abend des Schlachttages bis zum Westrand von Niederbronn vor, das allerdings mehr vollgepropt als eigentlich militärisch besetzt war.

Es war ein wohlgewähltes Schlachtfeld auf diesen schönen sanftgeneigten Ackerfluren und Weinbergen, die sich von den westlichen Höhen zur Sauer herabziehen und das an ihrem Fuße liegende Wörth in flachem Bogen umfassen, darüber das hochgelegne Fröschweiler in der beherrschenden Mitte, auf beiden Flanken und im Rücken schützender Wald, vor sich die Deckung durch die Sauer in ihrem Wiesengrund. Das ist ein Schlachtfeld, wo eine anstürmende Armee, wenn sie nicht ganz festgefügt war, zerschellen mußte. Die Franzosen

waren ganz sicher, den von Osten und Norden heranrückenden Feind schon beim Herabsteigen ins Thal oder doch im Thal selbst vollkommen überschauen und beschießen zu können. Die Mitrailleusenbatterien bestrichen sogar einzelne Straßen von Wörth. Die Osthänge werden nicht allein überragt von den Westhängen, sie sind auch viel weniger reich an Baumpflanzungen und haben keine Weinberge. Bastionenartig vorspringende Stützpunkte, wie sie auf der Westseite der Herrenberg und der Galgenberg bieten, kamen natürlich auf der Ostseite gar nicht in Betracht, ebenso wenig schluchtenartige Hohlwege, wie der von Wörth nach Elßhausen heraufführende, der den Schlesiern so furchtbare Opfer kostete. Von dem Nußbaum aus, der als der Standpunkt Mac Mahons gezeigt wird, liegen die östlichen Thalhänge zwischen Görzdorff und Gunstett wie eine sanftgeneigte Ebene. Die Deutschen wurden thatsächlich in allen Bewegungen gesehen bis zu dem Augenblick, wo sie beim Heraustrreten aus dem Westrand von Wörth reif fürs Chassépotfeuer waren.

In der Rheinebene und hoch an den Vogesen hinauf giebt es im Elsaß besonders viel lichte Wälder hochstämmiger Buchen und Eichen, wo die ziemlich dicht stehenden Bäume schlank emporstreben. Sehr passender Wald zum Feuergefecht! So ist der Wald hinter Fröschweiler, wo am Nachmittag des 6. August Ducrot gegen die nachstürmenden Bayern und Preußen den Rückzug Mac Mahons zu decken suchte. Wo die von Reichshofen kommende Straße den Wald verläßt, ist noch ganz gut der rechtwinklige Einschnitt kenntlich, wo die 82er eine von den Ducrotschen Batterien nahmen, die den Deutschen in Fröschweiler so großen Schaden zugefügt hatten.

Den Rhein im Osten, der ebenso dazu gehört, muß man sich allerdings denken, denn Wörth liegt schon ganz in den Vorbergen, und der Blick dringt nicht bis Hagenau hinter seinem breiten uralten Forste. Doch wird es von dieser Höhe aus auch dem an strategische Blicke nicht Gewöhnten klar, wie die Franzosen von dieser Vorstufe der Vogesen herab die südlich sie umwindenden Wege nach Bitsch und Zabern decken und den gegen Straßburg Vordringenden in der rechten Flanke bedrohen wollten. Das stille Hagenau lag damals außer Schußweite, und seine Besetzung durch die badische Division an jenem 6. August erwies sich als ganz überflüssige Vorsicht, da die Franzosen an nichts weniger dachten, als ihre ohnehin schon schwachen Truppen durch eine Entsendung in den Rücken der Deutschen zu verringern. An jenem heißen Tage konnte man Hagenau ausgestorben wähnen. Viele Bewohner waren nach Straßburg geflohen, die andern hielten sich in ihren kleinen Häusern versteckt. Nur die nach französischer Sitte weit offenen Kaffeehäuser luden die Durstigen ein. Auch heute liegt die Sonne in den stillen Straßen des Städtchens, und nicht viele Schatten schneiden ihr grelles Licht. Es hat sich nicht viel geändert im Aussehen dieser Straßen, und das Leben, das jetzt am Mittag eines Septembertags ganz in Schlaf verfallen zu sein scheint, ist im Grunde nicht viel anders als das Leben vor einem Menschenalter. Nur ruht es heute sorglos, während es damals ängstlich dem Kanonendonner lauschte, der so laut hereinrollte, als ob vor den Thoren gekämpft würde. Es träumte damals von Mord und Plünderung. Nichts davon wurde wahr. Das Städtchen hat vielmehr weniger vom Krieg gemerkt als so manche Stadt Deutschlands, von französischen nicht zu reden. Nachdem sich das Schlachtengewitter in so großer Nähe entladen hatte, zog es rasch über die Vogesen, und Hagenau lag von nun an fern von allen Zugstraßen kriegerischer Gewitter. Nur friedlich belebt war

es als Sitz der Regierung bis zu deren Übersiedlung nach Straßburg. Es machte mir schon einen sehr beruhigten Eindruck, als ich 1871 kurz nach dem Kriege in einem Hagenauer Gasthof elsässische Männerstimmen sich zur Probe idyllischer Frühlingsgesänge anschicken hörte. Die Menschen waren ihren Schrecken losgeworden und hatten ihre im Elsaß seit lange berühmte Sangesfreude wiedergewonnen.

Hagenau gehört zu den elsässischen Städten, die unter deutscher Herrschaft auffallend gewonnen haben. Es ist vielleicht auch mit einer gewissen Vorliebe behandelt worden, die weniger der alten „Barbarossastadt“ galt, als dem Mittelpunkt einer ruhigen, fleißigen, vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung. Hagenau ist ohnehin mehr, als was man bei Bädeler und Konsorten unter Landstädtchen versteht. Es trägt noch Spuren davon, daß es einst ein Lieblingsitz deutscher Kaiser war. Die schöne Basilika der St. Georgskirche mit ihren schweren romanischen Säulen und Bogen und ihrem gotischen Chor ist von Barbarossa gegründet. Der aus jenen Zeiten her der Stadt zu eigne Hagenauer Forst läßt der Stadt solche Einkünfte zufließen, daß sie sich den schönen Luxus prächtiger Gartenanlagen gestatten kann, um die einige deutsche Städte von der zehnfachen Einwohnerzahl sie beneiden könnten. Die imposante Hopfenhalle zeigt, daß Hagenau der Mittelpunkt einer fruchtbaren Landschaft ist. Eine neue Errungenschaft sind die ausgedehnten Kasernenbauten, die vom leicht erhöhten Süden auf die Stadt herabschauen. Hoffentlich nehmen sie ihr nicht zuviel Licht!

Leider hat Hagenau durch den Rückgang der Hopfenpreise und die damit eingetretne Beschränkung des Hopfenbaus in den letzten Jahren an Wohlstand eingebüßt. Seine einst lebhaften Beziehungen zu Nordamerika haben besonders gelitten. Früher hatten die hiesigen Hopfenhändler Zweiggeschäfte in den Mittelpunkten der nordamerikanischen Bierbrauerei, wo sie jede Menge absetzen konnten. „Nicht einmal vom Himmel hing es ab, ob der unterelsässer Hopfenbauer sein Haus richten (erneuern) lassen würde oder nicht; denn wenn der Sommer gut war, hatte er viel Hopfen, und wenn der Sommer schlecht war, teuern zu verkaufen. Heutzutage gilt der Hopfen so wie so nichts, und wenn Sie aus's Dorf hinausgehen, zeigt es Ihnen der Zustand der Häuser, daß die Bauern nur noch Geld fürs Nötigste, und oft nicht einmal das haben.“ So erzählte mir ein Bauernsohn aus der Lauterburger Gegend, der, als wir auf der breiten Rheinstraße gegen Selz zu fürbaß schritten, mit Stolz auf den Hagenauer Schießplatz hinwies, wo er oft als Artillerist geübt habe. Er rühmte die freigebige Hand der Militärbehörden bei Landkäufen, Pferdäufen und bei der Bemessung der Arbeitslöhne, die in dieser schwierigen Zeit den Bauern sehr wohl thue. Schlecht war er auf die Juden zu sprechen, die den Hopfen ausgeführt hätten, solange sie den Nutzen davon hatten, aber ebenso unbedenklich in die Hagenauer Hopfenhalle amerikanischen oder sogar russischen Hopfen einführen würden, wenn es ihnen Nutzen brächte. Man kann hier, meinte er ganz richtig, nicht von heut auf morgen vom Hopfenbau abgehen, wir müssen einfach weiterbauen und sehen, wie wir ihn anbringen. Wir brauchen große Brauer, wie in Bayern, die gute Ware gut bezahlen, und eine strenge Aufsicht auf den Handel. Dem Manne wäre es am liebsten gewesen, wenn die Regierung den Hopfenhandel in die Hand genommen hätte, so wie sie den Tabak für ihre Manufakturen kauft. Daß die elsässer Bauern nicht unternehmend genug seien und sich von den Juden zuviel bieten ließen, davon war

er fest überzeugt. Auch mochte seine Auffassung nicht ganz unbegründet sein, daß die Regierung dem jüdischen Zwischenhandel schon ganz anders entgegengetreten sein würde, wenn sie eine Bauernpartei hinter sich hätte, die diesen Schaden aus erster Quelle aufdecken würde.

Bisher ist die Armee allein so frei gewesen, sich bei den Remonteankäufen einfach die Mitwirkung der Juden zu verbitten. Die Verwaltung behauptet, keine Handhabe zu besitzen, um gegen die Bewucherung vorzugehen. Thatsache ist, daß die Bauern rechts und links vom Rheine ganz zufrieden sind, wenn sie von den Juden bevormundet werden. Sie ziehen aus eigner Entschliebung die Juden zu jedem Kauf und Verkauf herbei. In Dagsburg, dem hoch gelegenen Vogesendorf bei Zabern, mit seiner auf tischähnlichem Felsgebilde kühn erbauten Kapelle, hörte ich einige Tage darauf erzählen, wie die Bürger aus Leiningenschen Zeiten große Holzbezugsrechte genießen. Alljährlich am 10. November zieht jeder sein Holzlos, das ihm das Recht auf eine Anzahl wertvoller Stämme giebt. An diesem Tage wimmelt es dort von Juden aus Zabern, Pfalzburg und Rummatsweiler. Warum? Weil die meisten Dagsburger ihr Holzrecht seit lange, oft für Reihen von Jahren an die Juden verkauft haben. Die Juden stehen vor der Thür, für sie wird eigentlich gelost, und mancher trägt in seiner Brieftasche die Anweisungen für Holz im Wert von Tausenden herum.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, solche Zustände müßten in weiten Kreisen eine antisemitische Bewegung erzeugen. Diese ist jedenfalls in so manchen Teilen Altdeutschlands, wo es fast keine Juden giebt, stärker als in Baden oder im Elsaß, wo man so manches Dorf und Städtchen mit mehr als zwanzig Prozent Juden zählt. Der Südwestdeutsche findet sich mit den übeln Seiten des Juden durch Scherz und Spott ab. Das ist der Geist der klassischen Judenanekdoten des „Rheinländischen Hausfreunds“ und der idealisirten Darstellungen der Pfalzburger Juden in den Romanen von Erckmann-Chatrian. Nachdem meine Dagsburger Gewährsmänner ihre Klagen über die wuchernden Juden ausgeschüttet hatten, gab einer zum Schluß eine Geschichte zum besten von einem Rabbiner in einem elsässischen Städtchen, der 1848 gezwungen wurde, eine Lobrede auf die noch unsichere, eben geborne Republik zu halten, welcher Aufgabe er sich durch den tiefsinnigen Spruch entzog: Was kann mer viel sage? Die Republik ist zu vergleichen einem Schuhmacher: heut lebt er, und morgen kann er schon tot sein. Und unter dem Gelächter über alte und neue Judenanekdoten ging alle Bitterkeit verloren, die sich vorher Luft gemacht hatte.

Die weitgehende Zerteilung der Acker- und Wiesenfluren, die sich bis zur Zerstückelung steigert, fällt gerade hier im Hopfenlande auf. Man denkt, die oft beklagte und nicht neue Verschuldung der Bauern hätte ihren Gläubigern Mittel an die Hand gegeben, größere Komplexe zusammenzukaufen. Aber da wird nun auf einen Punkt hingewiesen, den sich der Wanderer freilich nicht gedacht hat: Das ist ja, sagt uns ein Hagenauer Kaufmann, der Vorteil, den die Bauern von den Juden haben, daß ein Jude nie selbst den Acker bewirtschaftet; also läßt er den Bauern sein Feld, wenn er auch den Gewinn davon einstreicht. So ist es auch mit den Notaren, die häufig Gläubiger sind: sie wollen nicht das Land. Der Bauer behält also den Boden unter seinen Füßen, ist aber freilich dann in vielen Fällen nicht viel mehr als der Pächter seines Gläubigers. Wenn der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sinkt,

dann wird die Kette der Verschuldung fühlbarer, und im Bauernstand greift das Unbehagen so epidemisch um sich, wie es die Politiker des Reichslandes gern zu schildern pflegen, um die Unzufriedenheit mit der deutschen Herrschaft besser zu begründen. Gern übergehen sie dabei den steigenden Wohlstand der Städte, der wie überall das Gegenstück des Rückganges der Landwirtschaft ist. Grundsätzlich verschweigen sie die tiefen Wurzeln dieses Mißstandes in der geffentlich herangezogenen Unselbständigkeit der Bauern, zu deren Hebung ganz besonders die bei ihnen so einflußreiche katholische Partei bei weitem nicht so viel gethan hat, wie z. B. in Altbayern. Gerade dieses satte Rasten der Besitzer über den hart arbeitenden und wenig gewinnenden Massen der Arbeitenden ist echt französisch. Die altdeutschen Beamten haben sich über die Würdigung dieser Sachlage hinwegtäuschen lassen durch die wohlthunende Urbanität des Verkehrs der Obern mit den Untern und durch die ruhige Geduld, mit der der Bauer alles über sich ergehen läßt. Wenn der Bauernstand im untern und obern Elsaß, und das obere möchte ich besonders betonen, der einzige im ganzen Lande ist, der sich ehrlich in den 1870 gewordenen Zustand gefunden hat, so hat daran die Verwaltung weniger Verdienst, als sie haben könnte. Sie läßt sich hoffentlich die Möglichkeit nicht entgehen, in Zukunft mehr davon zu erwerben.

Ich höre mit Behagen meinem Wandergesährten zu, wie er sich als ganzer Bauer und Elsaßer derb und frei ausdrückt, dabei aber ohne den Ärger und den Groll des städtischen Altelsäppers, der Deutschland nur vom Hörensagen, und von welchem Hörensagen! kennt. Mein Gesährte vertritt glücklicherweise hunderttausende, die seit 1871 in der deutschen Armee gedient haben. Dies sind die besten Förderer des Verständnisses für deutsches Wesen. Ihnen jedenfalls in erster Linie ist es zu danken, wenn man in den kleinsten und letzten Dorfwirtschaftshäusern das Bild des Kaisers findet, und in jedem Bauernhaus, wo es seit 1871 gesunde Söhne gegeben hat, eines der bekannten militärischen Aquarellbilder des Soldaten zu Pferd oder in voller Ausrüstung und in kriegerischer Stellung, oder eine der beliebten Gruppenphotographien mit dröhnenden Unterschriften wie „Kanonen Donner ist unser Gruß“ u. dgl. So wie die Elsaßer als Soldaten das Lob ihrer Vorgesetzten haben, zählt man auch viele unter ihnen, die Soldaten mit Leib und Leben sind. Das wird sich noch mehr zeigen, wenn man ihnen das Dienen im Lande gestatten wird, das bis jetzt nur als Ausnahme zugelassen ist. Aus dem Munde eines Burschen im Kreis Zabern, der in der Garde gedient hat, habe ich die Auserung gehört: Ich würde mich jeden Tag freuen, wenn die Gestellungsordre nach Berlin käme. Und diese Anhänglichkeit an die alte Garnison ist nichts vereinzelt. Freilich kehrt der Elsaßer immer wieder gern nach seiner Heimat zurück. Das ist ein tiefberechtigter Zug, den ihm niemand verübeln kann, der das oberheinische Land kennt.

Wenn Hohe und Niedere in ganz Deutschland der „Zug nach Westen“ ergreift und das Behagen an dem Leben in rheinischen Landen alljährlich Tausende von Ost- und Mitteldeutschen, manchmal selbst Österreicher, veranlaßt, sich dort eine neue Heimat zu gründen, wie sollte es nicht den Einheimischen dahin ziehen, wo seine frühen Erinnerungen ihm das sonnige Klima, die schöne Landschaft, das heitere Dasein und die ganze unbewußte Empfindung der Atmosphäre einer alten Kultur zurückerufen? In den Landen, die der deutschen Litteratur die von Witz und Frohsinn schäumenden Werke von Fischart, Grimmschäufen, Abraham a Santa Clara, Hebel, Scheffel, Eichrodt, Stöber,

Kobell, Radler geschenkt haben, lachen die Menschen gern, laut und herzlich, und haben die Augen einen wärmern Ausdruck. Man freut sich mehr und ärgert sich weniger als anderwärts. Noch mehr als der Pfälzer und Badenser liebt der Elßässer seinen derben Spaß, während er dem oft frostigen Wortwitz des Norddeutschen fremd gegenübersteht. In der Korporalschaft der französischen Armee war der Elßässer der „Lustig.“ In den trübsten Zeiten, die über Südwestdeutschland hingegangen sind, ist kaum in einem deutschen Lande soviel gelacht worden, wie zwischen Schwarzwald und Vogesen. Das heitere Lachen der Mädchen, die nackenden Zurufe der Burschen gehören zum oberrheinischen Dorf. Fischart mag vielleicht in Mainz geboren sein — sein Geburtsort wird wohl nie mehr sicher bestimmt werden können —, jedenfalls hat er, sich als Elßässer und besonders als Straßburger fühlend, dem derben und tief sinnigen Volkswitz in klassischen Werken seine Stelle in unsrer Litteratur erobert. Er kann darin mit keinem besser als mit Johann Ulrich Megerle aus Kreenheinstätten bei Meßkirch (zwischen der Saar und dem Bodensee) verglichen werden, der als Abraham a Santa Clara der Vertreter desselben derbwitzigen und spottlustigen Volksgeistes in der Predigt und der Erbauungslitteratur war. Ein Zeitgenosse hebt besonders hervor, Megerle sei „kein geschwägiger, sondern ein tief sinniger, beredter Schwab“ gewesen. In Wirklichkeit ist seine Mischung von Derbheit, Fröhlichkeit und ernstem tiefem Sinn echt alemannisch und nicht ohne einen romanischen Beisatz.

Der Norddeutsche macht das, wie der Engländer in Frankreich, gern mit dem „Weinland“ ab. Darin liegt es aber nicht allein, wieviel Wein, Most und Bier, dazu Kirschen- und Zwetschgenwasser erster Güte im Lande gern und verständnisvoll genossen wird. Auch nicht darin, daß die Leute weißeres Brot, besseres Obst und mehr Gemüse essen, und daß die Frauen schmackhaftere Speisen zuzubereiten wissen als die in Mitteldeutschland. Es liegt auch nicht in der ältern Kultur überhaupt, die ich indessen für kein leeres Wort halte. Der Kunsthistoriker Springer sagte mir einmal: Wenn ich in Straßburg ein Haus bauen sah, so merkte ich, daß die römische Überlieferung noch in jedem Maurergesellen lebt. Der Unterschied zwischen den Südwestdeutschen und den übrigen Deutschen liegt tiefer, er geht bis in die Blutmischung zurück. Wenn ich im Markgräflerland oder an den klassischen Stätten deutsch-französischer Kämpfe an der Lauter oder Sauer wandre, mutet mich die Bevölkerung eigentümlich an. Diese edeln Profile, diese dunkeln Haare und Augen, diese bräunliche Haut, die da unter fränkischen Langköpfen auftauchen, verjetzten mich vielleicht nach Tirol oder ins südliche Kärnten, wo sich noch heute Germanen mit Romanen mischen. Kehre ich nach Osten zurück, so hören diese romanischen Züge bei Würzburg auf, häufig zu sein, so wie sie mir in Bayern jenseits des Lech allmählich verloren gehen.\*)

\*) Als diese Seite in den Druck ging, begegnete ich einem ländlichen Freunde aus dem bayrischen Frankenland, der eben die Gegend von Osterburken auf der Neckar-Tauberwasserseide besucht hatte. Wir sprachen von alten gemeinschaftlichen Erinnerungen, und da tauchte die Gestalt eines Gastwirtes in N. auf, unter dessen Ackerboden eine ganze römische Ansiedelung liegt, die er, ein Liebhaber römischer Altertümer, sorgsam ausgräbt. „Weißt du,“ sagte mein Freund, „was mich dieses mal besonders verwundert hat? Das sind die römischen Osterburkerinnen. Da sieht man Mädchen mit dunkelschwarzen Haaren und Augen und Bronzehaut. Wenn ich sonst glaubte, unsre Pfälzer (er meinte Oberpfälzer in der Waldsaffer Gegend und dort herum) seien schwarz, so kommen sie mir heute nur braun vor. Senes sind sicherlich Nachkommen der Römer.“ Ich teile das als naive Beobachtung mit, die ohne vorgefaßte Meinung gemacht ist.

Auf diesen Anteil romanischen Blutes, sei es römischen oder französischen Ursprungs, trifft der Deutsche aus Nord- und Ostdeutschland im ganzen Süden wie auf etwas Fremdartiges. Man hat an der Spree gar keine Ahnung, wie wenig oberflächlich die stille Abneigung gegen nordostdeutsches Wesen in Baden und die laute Opposition dagegen im Elsaß ist. Es ist nicht das Widerstreben gegen Maßregeln, sondern gegen einen fremden Geist. Die Gesetze, die man hier neu eingeführt hat, muß mancher Besonnene für trefflich anerkennen, mit dem Geist und den Sitten, die ins Land gezogen sind, setzt er sich viel weniger leicht aus einander. So ist auch im Politischen der demokratische Zug, den man besonders an den Zentrumsleuten der beiden oberrheinischen Länder tadelt, durchaus nicht bloß eine Meinung, die diese irgendwo und von irgendwem aufgenommen hätten. Nein, es ist ein angeborener Sinn für das Recht des Einzelnen, der sich den rauhen Forderungen des Staats widersetzt. Deswegen hat sich hier zu Land eine freie Gesinnung unter den allerverschiedensten Verhältnissen wiedergeboren, erhalten und bewährt. Diesen Leuten liegt ein demokratischer Zug buchstäblich im Blute. Keine Zeitung und keine Partei braucht ihn zu lehren. Sie zeigen ihn auf dem Rathaus, nicht bloß im Ständehaus; sie bewähren ihn unter sich im täglichen Leben, nicht bloß vor der breiten Öffentlichkeit. Diese Gesinnung ist in anderer Form der Geist der Eidgenossenschaft.

(Schluß folgt)



## Auf der Akademie

Von Beate Bonus-Jeep

(Fortsetzung)



So schau, sagte Wilhelm, der Großvater hat zwei Söhne gehabt. Der Älteste, das ist mein Vater. Der hätte den Hof haben sollen, in Pullach draußen. Der Großvater mochte aber seinen zweiten lieber, und weil mein Vater ein schwächliches Kind war, darum hat er's zum Vorwand genommen, daß er nach ihm den Hof nicht haben könnte. Er wäre zu schwächlich, die schwere Bauernarbeit zu thun. Er hat ihn dann in die Stadt gegeben nach Regensburg, in die Lehre zu einem Drucker. Mein Vater ist aber vorwärts gekommen. Er hat geheiratet, und zuletzt hat er sich die Druckerei gekauft.

Mein Oheim draußen, dem Großvater sein zweiter Sohn, hat auch geheiratet und hat sieben Jahre lang kein Kind gehabt. Da hat mein Vater ihnen gesagt, das wäre die Strafe vom Himmel, daß der Großvater ihn um sein Erbe gebracht hätte. Weils aber dem Großvater gar so hart war, das Seine keinem Leibeserben zu lassen, so sind sie trotz allem eins geworden, daß der Vater mich nach Pullach thun, und ich da in der Wirtschaft groß werden sollte, wenn ich auch nur zart war wie mein Vater vordem. Ich war vier Jahr draußen, da kam der Oheim zu Schaden und starb. Ihm nach aber ist von der Base, seiner Frau, sein einziges